

(Nachdruck verboten.)

## Es lebe die Kunst!

15]

Roman von C. Wiebig.

VI.

Frau Ristemacher und Elisabeth Reinharz begegneten einander auf der Treppe. Es war am frühen Nachmittag. Durch das geöffnete Flurfenster wehte eine verhältnismäßig reine Luft, die Luft des beginnenden Herbstes.

Ein Strom von Duft kam aus dem Körbchen, das Frau Ristemacher trug. Sie hatte Früchte geholt zum Einmachen und war sehr geschäftig, sehr in Eile.

„Du läßt Dich ja gar nicht mehr bei uns sehen!“ rief sie. Und setzte in spitzem Tone hinzu: „Deine neuen Beziehungen nehmen Dich wohl ganz in Anspruch?“

„Ich war ja erst gestern bei Euch.“ Elisabeth sah sie ganz verbüßt an.

„So — ? Ach richtig, zwei Minuten. Ich muß Dir sagen, liebe Elisabeth, mein Mann ist sehr gekränkt, und auch mit vollem Recht. Früher kamst Du und fragtest um jede Kleinigkeit; es sind noch kaum fünf Monate her, da trauest Du Dich nicht etwas einzureichen, ehe Hans sein Urteil darüber abgegeben hatte.“ Sie war ganz rot geworden und hatte Thränen in den Augen. „Wir meinen es immer gleich gut mit Dir, ich will auch gar nicht persönlich werden. Aber wir finden Deine letzte Geschichte — mein Mann hat sich natürlich gleich die Nummer der „Jugend“ gekauft — lange nicht so gut, wie Du früher schreibst. Du hättest besser gethan, sie Hans vorher zu zeigen.“

Elisabeth hatte eine scharfe Erwiderung auf der Zunge. Gerade diese Arbeit war gut, sie fühlte das und nun sollte sie hier von dieser kleinen Frau ihre Novelle heruntermachen lassen? Empfindlich sagte sie: „Da steht Ihr ziemlich vereinzelt mit Eurem Urteil da; sie sagen alle, daß die Novelle gut ist.“

„Gott!“ Frau Julie stellte das Körbchen auf die Stufen und schlug die Hände zusammen. „Daß Du das noch glaubst, was die Leute sagen! Ich habe Urteile hinter Deinem Rücken gehört — aber ich will Dich nicht ärgern. Wir haben all unsere Bekannten für Dich interessiert, nun kommt jeder und sagt mir seine Meinung. Ich fürchte, der Kreis, in dem Du Dich jetzt mit Vorliebe bewegst, hat keinen guten Einfluß auf Deine Schreiberei. Ich bin Deine aufrichtige Freundin und meine es wahrhaftig gut mit Dir und hätte es Dir längst sagen sollen!“ Frau Ristemacher sprach nicht mehr gereizt, sondern im Ton wirklicher Bekümmernis. Sie stieß einen Seufzer aus: „Schade!“

Elisabeth stand betroffen — war das wahr, ließ sie denn nach? Ein glühendes Rot färbte ihre Wangen, und ein Schreck durchfuhr sie.

„Sieh' mal.“ Frau Julie schlang den Arm um sie, „es ist wahrhaftig nicht gut, daß Du so viel mit diesen jungen Litteraten verkehrst. Die mögen ja sehr talentvoll sein, aber verriekt sind sie alle, das mußt Du doch sagen. Und so frei! Man hört genug, wie es da zugeht! Es ist mir schrecklich, daß Du dazwischen steckst; so allein, ohne jeden Schutz!“

„Ich brauche keinen Schutz.“ Elisabeth machte sich von dem sie umschlingenden Arm frei. „Du beleidigst meine Freunde!“ Finster sah sie vor sich hin.

„Na, na, sei nur nicht gleich böse!“ Frau Julie streichelte sie. „Die Leute reden Dir eben so viel vor, daß Du die Wahrheit gar nicht mehr vertrauen kannst. Aber was sie wirklich denken, das sagt Dir keiner. Ich habe vorgestern die ganze Nacht nicht schlafen können, als ich Dich abends noch mit dem Heider fortgehen sah. Ich traue Dir freilich einen besseren Geschmack zu — so ein häßlicher Mensch! Und sonst soll er doch auch nichts haben. Aber was denken die Leute? Mit 'ner Schriftstellerin nimmt man's ja nicht so genau, das Extravagante liegt im Beruf, aber Du wirst Dich doch am Ende mal gut verheiraten wollen. Was nützt Dir sonst die ganze Schreiberei?! Wenn Du mal gern zu einem Vergnügen gehen willst, sag's, mein Mann und ich gehen gern mit Dir. Wahrhaftig, Elisabeth“ — sie sah das Mädchen an, wie ein Kind das Spielzeug, das man ihm entreißen will — „wir meinen es am besten mit Dir!“

„Das weiß ich.“ Elisabeth gab ihr hastig die Hand. Sie fühlte plötzlich eine quälende Verstimmung. Sollte Frau Ristemacher recht haben mit dem, was sie da im Ton aufrichtiger Teilnahme sagte? Nein, nein — Elisabeth mußte lächeln — nichts als Eifersucht! Zum erstenmal hatte die sich gezeigt auf dem Fest bei Kroll, aber es war ja nur Liebe, wirkliche Freundschaft, die diese Eifersucht hervorrief; warum also die guten Menschen kränken?

Ihr Ton klang versöhnlich, als sie sagte: „Soll ich morgen abend zu Euch kommen, paßt es — Dir?“ Daß „Du“ wollte immer noch schwer über ihre Lippen. Mit wem alles nannte sie sich nicht „Du“! Mit Leonore Mannhardt, mit Minde Rosen, mit der Starzhusta; die hatte es ihr in dem letzten Moment ihres Sommerfestes bei Kroll enthusiastisch angetragen. Wenn das so weiter ging, hatte sie bald ein Duzend Duzschwestern.

Frau Julie war vollständig versöhnt. Sie machte keine einzige Bemerkung, als das Mädchen auf ihre Frage: „Wohin gehst Du?“ antwortete: „Heider will mir entgegen kommen; wir machen mit seinen Freunden eine Partie.“

Langsam ging Elisabeth über die Straße. Die große Freudigkeit, mit der sie sich zu dem heutigen Ausflug gerüstet, war verschwunden. Sie hatte einen bitteren Geschmack auf der Zunge; immer noch hörte sie Frau Ristemachers etwas scharfes Organ.

War es denn wirklich so? Brauchte sie einen Schutz? Ihr Leben seit dem ersten Frühjahr schoß mit Blitzschnelle an ihr vorüber. Da war ihr reger Verkehr im Mannhardtschen Hause — jetzt war Leonore ins Bad gereist, vergeblich hatte der Strohwitwer sie gebeten, ihn zuweilen in seiner Einsamkeit zu besuchen. Da waren die Besuche auf Redaktionen, dieses Warten in Vorzimmern. Da war eine Scene im dunklen Wagen in stürmischer Gewitternacht, die sich immer und immer noch nachts in ihre Träume mengte und sie ansetzte. Da war vor allem zuweilen ein Sicheinsamfühlen mitten unter vielen Menschen. Auch bei der Arbeit überkam sie's, dies Gefühl der großen Einsamkeit. Wie schön mußte es sein, wenn die quälenden Gedanken kamen, wenn das Ringen nach Gestaltung Seele und Körper erschütterte, hingehen zu können und den heißen Kopf an eine treue Brust zu betten. Man hört den Schlag des ewigen Herzens, das einen ganz versteht. Man fragt, man zweifelt: „Wird es gelingen?“ Und das Herz antwortet: „Ja!“

Wo war dieses Herz? Wie eine bange Frage lag es in den Mädchenaugen, sie strahlten nicht mehr so hell. An den langen Sommerabenden sah Elisabeth oft am Fenster, stützte den Arm auf und blickte unterwandi zu den Sternen. Eine Flucht von Gedanken, ein Heer von Zweifeln jagte durch ihren Kopf. War das ihr Stern, der da oben funkelte? Würde sie ihn erreichen?! Niemand antwortete.

Elisabeth beugte sich weit hinaus im Uebermaß der Empfindung und streckte die Hände in die Nacht.

Sie arbeitete viel. „Viel zu viel!“ brummte Mlle.

„Immer noch nicht genug, mehr, mehr!“ stachelte Leonore. „Du bist auf dem besten Wege, berühmt zu werden. Sowie Dein Buch heraus ist, gebe ich ein Diner.“

Und Mannhardt sagte:

„Wenn Dein feiner Geist, liebe Leonore, sich mit dem Temperament von Fräulein Reinharz verbände, könnte ein geradezu hervorragendes Werk entstehen. Weißt Du was, Vorle, nächstes Frühjahr, oder auch noch im Winter entführen wir Fräulein Reinharz in irgend einen entlegenen Winkel, Ihr beide müßt da gemeinsam etwas schreiben.“

„Das wäre herrlich! Eine wunderbare Idee von Dir, Liebster!“ Leonore fiel Elisabeth um den Hals. „Wollen wir, Herzchen? Ja, natürlich!“ —

Elisabeths Gesicht hatte nicht mehr die runde Fülle, die das ruhige Landleben giebt. Die Wangen waren von zarterer Röte und ein wenig schmal geworden; ein sehnächtiger Hauch lag im Lächeln um die leichtgeöffneten Mundwinkel. Sie ermüdete eher, denn sie hatte nicht mehr die unverwundliche Gewißheit des Erfolges. Was waren all die kleinen Jaghaftigkeiten der ersten Zeit gegen diese Zweifel? Damals konnte ein einziges anerkennendes Wort, Herrn Ristemachers Lob schon, sie in alle Himmel erheben.

Und jetzt? Sie hatte Nächte, in denen sie sich schlaflos umherwarf. Ihr Kinderschlaf, den sie bis dahin immer noch bewahrt, kam nicht mehr; er war weggeflogen, weit weg, vertrieben vom Lärm der Großstadt, verschleudert von den Menschen. Sie kamen alle und drehten die Seele des Mädchens zwischen ihren Fingern und wollten sie formen wie Wachs, je nach Belieben. Das that weh; und da sollte man ruhig schlafen?

Ja, sie brauchte einen Schutz. Einen, der sich wie eine Mauer zwischen sie und die Welt schob, daß sie deren Geschwäg nicht hörte. Der da wachte, daß sie träumen konnte.

Zimmer wieder kamen ihr Frau Ristmachers Worte in den Sinn. Was der gute Heider wohl sagen würde, wenn sie's ihm erzählte? Lachen würde er: „Ich pfeife drauf!“ Er hatte gut lachen; er war ein Mann und hatte derbe Hänste, und wenn das Wasser ihm bis an die Kehlen ging, schamm er durch. Ach, sie empfand die ganze Unzulänglichkeit des Weibes.

Die Herbstsonne schien warm, aber nicht heiß. Die elegante Welt von Berlin war noch in den Seebädern und in den Höhenkurorten. Und doch hatte Berlin auch jetzt seinen Reiz. Elisabeth fühlte die Lust durch die breiten Straßen streichen: die waren weniger lärmend als sonst. Arbeiter lagen ruhig zwischen einem aufgerissenen Pflaster und schliefen, Kinder spielten vor den Häusern; auf allen Balkonen Blumen, leuchtende Geranien und buntgefärbter wilder Wein. Vor den Obstkellern Körbe voller Früchte, blaue Pflaumen, goldige Birnen und rötliche Äpfel; schon Trauben und Nüsse. Unsurrt von Bienen, umschwebt von lockendem Duft gaben sie ein Stück Poesie. Sie erzählten vom Land, von der Freiheit draußen, wo die Obstbäume auf grünen Wiesen stehen, wo der Wind sie schüttelt und die reifen Früchte in das Gras wirft.

Elisabeth erinnerte sich ihrer Kindertage mit einer sonst nie empfundenen Weichheit. Wäre sie doch nie fortgegangen aus ihrer Stille! Was war das nur heut? Zimmer stiegen ihr Thränen in die Augen.

An der Bülow-Straße traf sie mit Heider zusammen. Er sah sie an mit seinen braunen Augen, wie ein treuer Neufundländer seinen Herrn; er fühlte sofort, da stimmte nicht alles. Sie hatte sich mit Sorgfalt gekleidet und trug ein helles Kleid, aber ihr Gesicht paßte nicht dazu.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Hasen.

(Nach dem Polnischen.)

Die kleine naive Träumerin an meiner Seite wiederholte unter schwärmerischen Seufzern, indem sie den entzückten Blick über die Gegend schweifen ließ: „Ach wie schön ist es hier!“ Beim Anblick der malerischen Schlossruine, deren Schönheit ich ihr erklärte, verfiel sie nach und nach in jenen halbwachen Zustand romantischer Schwärmerei, in den die jungen Mädchen bei der Lektüre eines rührenden „Heldenromans auf historischen Grunde“ zu geraten pflegen. Aus ihren schwärmerischen Blicken und abgerissenen Bemerkungen trat immer deutlicher jene flache sentimentale und kritiklose Verehrung für das Gewesene hervor, für alle verstorbenen Größen und alle falschen Helden der für die Jugend bearbeiteten Geschichtsbücher. Es war die Begeisterung, die genährt wird durch tendenziöse, populäre Handbücher und patriotische Romantiken, die ihre chauvinistische Melodie herunterleiern wie der Leitermann den Leiterkasten.

Zu freundschaftlicher Art spottete ich ihrer einfältigen Ideale und mit der Rücksichtslosigkeit eines Entnützten, für den es außer den Ueberresten der Kunst und dem Martyrium der Namenlosen nichts Achtungswertes in der vielgerühmten Vergangenheit giebt, suchte ich sie über jene Jahrhunderte der Finsternis, Gewalt und Niederträchtigkeit aufzuklären und die romantische Hülle, welche ihre naive Phantasie über das gewesene Naubschloß und dessen einstige Besitzer geworfen hatte, gewaltsam abzureißen.

„Sagtest Du doch selbst, wie schön das sei,“ unterbrach sie mich in vorwurfsvollem Tone, indem sie auf die Ruinen hinwies.

„Die Mauern? — oder was darin geschehen ist?“  
Eigentlich hätte ich wieder von vorn anfangen müssen, aber wir wurden durch einen Bauer mit Erdbeeren von unserem Gespräch abgelent. Wir kauften ihm seinen Vorrat ab, setzten uns auf den Schloßabhang und begannen die schmachhaften Beeren zu verzehren, zuerst einzeln, dann zu zweien, dann gleich die ganze Handvoll, bis wir schließlich zu unserem großen Bedauern die letzte verschluckt hatten.

Als ich mich nach dem Bauer umdrehte, ob er nicht noch mehr

Erdbeeren hätte, frappte mich der Anblick seiner Jammergestalt mit dem bleichen eingefallenen Gesicht, dem abgerissenen Gewande und jenem namenlos traurigen Gepräge der Armut, des Trüdes und der Verkrüppelung, das den polnischen Bauern und ihren Säulen so eigen ist.

„Diese Gegend ist wohl sehr arm?“ fragte ich.

Er bestätigte es wie etwas, das für ihn nicht mehr neu war, worüber man schon unzählige Male erfolglos geklagt hatte. Doch allmählich taute er auf.

„Das Dorf“ — sagte er — „zählt dreihundert Hütten, deren arme Bewohner kein eigenes Grundstück haben, sondern die vom Grafen gemieteten kleinen Grundstücke bebauen. Derlei giebt's nicht viele, auch sind sie zerplittert, zerstreut und taugen wenig. Regen, Wind und Hagel thun das Ihre, um die Früchte der Arbeit zu zerstören, und da man davon nicht zu leben vermag, herrschen im Dorfe nur Hunger, Krankheit und Not.“

„Warum wendet Ihr Euch nicht an den Grafen um Hilfe? . . . Der hat ja viele Quadratmeilen Erde, Wiesen und Wälder, dem kann es nicht schwer fallen, etwas für Euch zu thun.“

„Wohl sind manche zu ihm gegangen, aber erfolglos, sie sind noch wegen Aufwiegelei bestraft worden.“

Er ließ seine Augen über die Hügel und Felder schweifen, wo er im vergeblichen Kampfe mit seiner slavischen Existenz Kraft und Leben einsetzte, seufzte schwer auf, und während sich sein Antlitz noch mehr verfinsterte, fügte er grollend hinzu:

„All dies ließe sich noch ertragen, wenn nur nicht diese Hasen. . .“

„Was für Hasen?“

„Die Hasen des Grafen, dessen Güter sich durch prächtige Jagdgründe auszeichnen. Die Gegend ist besonders an Hasen reich, die hier zu Tausenden von des Bauern Arbeit leben. So ist es in der That, die Bauern müssen die herrschaftlichen Hasen füttern, die aus den angrenzenden Wäldern in mehrere Felder kommen und hier ungestört weiden, als wüßten sie, daß den Bauer die strengsten Strafen treffen würden, wenn er sie tötete. Er muß es ruhig geschehen lassen, damit die hohen Herrschaften etwas zu schmecken haben.“

„Wie? . . . giebt es keine Abhilfe dagegen?“

„Keine, höchstens eine Hasenseuche.“

Kann es etwas Ungerechteres geben? Ein elendes Stück Erde wird dem Bauer teuer verpachtet, von ihm im Schweize seines Angesichts bearbeitet und dann dem schädlichen Tier, dem Hasen, zur Vernichtung ausgesetzt. Was des Armes einzigen Kuh nicht auf weitenweiten herrschaftlichen Wiesen thun darf, das ist Tausenden von Hasen auf einem halben Morgen Bauernader gestattet!

„So wehrt Euch doch! Führet Klage! Suchet Gerechtigkeit!“

Der Bauer machte eine verzweifelte Handbewegung. Wie läme er dazu, mit den gräßlichen Hasen Krieg zu führen?

„Wie findest Du das?“ fragte ich das junge Mädchen an meiner Seite.

Sieh da! . . . Wanda hatte Thränen in den Augen, leichte, wie Thau vergänglich, aber dennoch Thränen der Entrüstung und des Mitleids.

Sie hatte also das Schreckliche herausgeföhlt. Jetzt war der Augenblick gekommen, dachte ich mir, wo an ihre Seele, die für so vieles verschlossen war, gepocht werden müsse, wo der Strahl des Denkens hindringen und alles darin erwecken könne, was über den Instinkt des Weibchens und die Träume eines Kindes geht.

Ich zog sie mit mir in den Wald und begann voll Eifer:

„Siehst Du, siehst Du, was man aus dem Bauer gemacht hat? Was man aus dem Menschen gemacht hat?“

Das Schloß ist längst zusammengestürzt, ringsum aber stirbt der Bauer wie ehemals Hungers und ist das geduldete Lasttier der Magnaten. Während von der einen Seite des Waldes sich das luxuriöse Leben der großen Herren abspielt, fressen deren Hasen von der andern Seite dem Bauer all das auf, was ihm Frost, Dürre, Hagel, Regen, Wind, Mäuse, Käfer und die Füße der Vorübergehenden nicht zu zerstören vermocht haben.

Der Bauer muß auf seine Kosten all das erhalten, was in der Welt böse und unnütz ist, angefangen vom fremden Luxus bis zur eigenen Not und Finsternis. Mit diesem Fluch ist er zur Welt gekommen. Für diese riesige und komplizierte Pumpe, welche die gesellschaftliche Ordnung genannt wird, die menschliche Niedertracht erjonne und eingerichtet hat, muß der Bauer Säfte zuföhren, ebenso wie er im Märchen dem Drachen Blut zuföhrt hat. Und schließlich geht dieses arme, schwache, dumme Tier, das in Fäulnis wohnt, Abfälle isst, und sogar dem Hasen weichen muß, und opfert sein Blut auf dem Schachbrett blutiger Kombinationen, wo . . .“

Hier unterbrach mich Wanda, indem sie mir erschrocken zuflüsterte:

„Bist! . . . Mir war's, als ob jemand läme!“

„Aun, was ist dann?“

„Wenn man Dich hören würde . . .“

„Aun, was weiter? . . .“ fragte ich erstaunt.

„Man könnte Dich noch für einen Socialisten halten und Du hättest Unannehmlichkeiten . . . Reutert sich das? . . . Ist es denn wert, sich mit anderen zu beschäftigen, wenn man ihnen nicht helfen kann? . . . Wie es einmal ist, so ist es immer gewesen, und so muß es eben sein. Alle können es nicht gut haben, das ist unmöglich. . . . Uebrigens können sie sich allein helfen: Du trägst

keine Schuld daran, also was geht es Dich an? . . . Wozu mit solchen Dingen den Ausflug verderben?"

Armes Tierchen! Sie hat mich vollständig entwaffnet. Nicht sie also ist schwärmerisch veranlagt, sondern ich bin es. Nicht sie ist schuld daran, daß sie so ist, wie sie ist, sondern ich, der ich mich zuweilen Täuschungen über sie hingebe! . . .

Dem eigentlich ist sie nicht böse. Sie hat sogar unzweifelhaft Vorzüge, einen sehr graziösen Fuß z. B., ein äußerst wohlklingendes Organ, große sanfte Augen und einen üppigen Haarwuchs. . . . Dabei ist sie so jung, so frisch, so uneigennützig, liebt mich von ganzer Seele. . . . Aber sie hat einen verhängnisvollen Fehler: sie hat dieselben Anschauungen wie ihre Mutter, ihr Vater und der Herr Pfarrer, deren Mund sie als Quelle der Weisheit betrachtet, und eben dieser Mund ist es, der von Unsiem überfließt. —

## Kleines Feuilleton.

**bt. Die Uhrenprüfungsstelle der Urania.** Die Urania-Sternwarte in der Zwalidenstraße hat im Verein mit dem deutschen Uhrmacherbund eine Prüfungsstelle für Taschenuhren eingerichtet, die am Mittwoch eröffnet wurde und auf deren Bedeutung ein hauptsächlich aus Uhrmachern und Vertretern der Presse bestehendes geladenes Publikum hingewiesen wurde. In dem einleitenden Vortrage über die Bedeutung einer solchen öffentlichen Prüfung von Taschenuhren betonte Herr Professor Neuleug, daß es sich hier in erster Linie um eine Veranstaltung handle, durch welche die deutschen Uhrmacher in ihrem Wettbewerb mit dem Auslande unterstützt und dieser wichtige Zweig der Industrie, der gegenwärtig in lebhaftem Aufschwung begriffen sei, noch mehr gehoben werden solle. Die Veranstaltungen, die zur Prüfung von Uhren nötig sind, die Herstellung gleichmäßiger hoher und niedriger Temperaturen, Aufstellung geeigneter Apparate zc. sind derartig kostspielig und zeitraubend, daß selbst große Firmen ihre Uhren nicht selbst prüfen. Für die Schweiz hat die Neuenburger Sternwarte durch die Uebernahme der Uhrenprüfung Erhebliches geleistet; in Deutschland sind einige Sternwarten auch damit vorgegangen, und für die See-Uhren ist eine Prüfungsstelle durch die Vereinigung für Chronometrie geschaffen. Für Taschenuhren soll die neugeschaffene Stelle dasselbe leisten, und es steht zu hoffen, daß auch das Publikum mit der Zeit mehr auf größere Genauigkeit achten und einer mit einem guten Prüfungsschein versehenen Uhr vor anderen den Vorzug geben wird. Auch die mit der Sternwarte verbundenen Normaluhren dienen ja demselben Zweck und erfüllen denselben auch in erfreulicher Weise.

Dann fügte Herr Witt noch einige durch interessante Experimente erläuterte Worte über die Einrichtung der neuen Prüfungsstelle hinzu. In zweifacher Hinsicht muß die Prüfung einer Taschenuhr erfolgen, in Bezug auf Temperaturänderungen und in Bezug auf Lagenänderungen. Der Einfluß von Temperaturschwankungen auf den Gang einer Uhr ist klar. Die sogenannte Umrufe, ein mit einer feinen Spiralfeder verbundenes leicht bewegliches Rädchen, vertritt in Taschenuhren die Stelle des Pendels, indem es beständig hin und her schwingt und die Schwingungen in gleichen Zeiten vollendet. Die Dauer dieser Schwingungen hängt aber sehr von der Größe des Umrufes ab. Steigt die Temperatur, so dehnt es sich aus und schwingt dann langsamer; die Uhr geht infolgedessen zu langsam. Sinkt die Temperatur, so schwingt das sich zusammenziehende Rädchen schneller, die Uhr geht vor. Mancherlei Vorrichtungen werden getroffen, um die Ungleichmäßigkeiten zu beseitigen und einen gleichmäßigen Gang für die verschiedensten Temperaturen zu erzielen. Sehr häufig wird das Rädchen aus zwei Halbrädchen oder Halbbügeln verfertigt, die sich nicht vollständig schließen, sondern je ein freies Ende zeigen. Ist nun jeder dieser Bügel nicht aus einem Metall verfertigt, sondern sind in jedem zwei verschiedene Metalle, etwa Messing und Stahl, an einander gelötet, so dehnen sich diese bei gleicher Temperaturerhöhung verschieden stark aus; hat man einen graden, aus Messing und Stahl zusammen-gelöteten Streifen, so muß derselbe bei Temperaturänderungen eine Krümmung erleiden, er muß sich werfen, und etwas Ähnliches tritt auch bei einem solchen Bügel der Umrufe ein. Er krümmt sich in solcher Weise, daß sein freies Ende dem Mittelpunkt der Umrufe näher rückt, wenn bei der Ausdehnung das Ganze größer wird. Dadurch kann erreicht werden, daß die Schwingungsdauer der Umrufe und damit der Gang der Uhr bei verschiedenen Temperaturen sich gleich bleibt. Darauf aber kommt es vor allem bei einer guten Uhr an; ein vollständiges Uebereinstimmen mit dem Gange der mittleren Sonne, nach welchem die Zeit eingeteilt wird, ist ausgeschlossen; die Abweichungen sollen sich aber Tag für Tag in gleicher Weise wiederholen, da man nur dann auf die Uhr sich verlassen und die genaue Zeit aus ihrer Angabe berechnen kann.

Herr Witt zeigte unter andern das Prüfungsergebnis einer Taschenuhr, welche für Temperaturdifferenzen sehr gut kompensiert war; trotzdem aber zeigte sie in ihrem Gange sehr unregelmäßige Schwankungen, wenn man sie in verschiedene Lagen brachte; mit dem Bügel nach rechts liegend ging sie anders, als mit dem Bügel nach links liegend, und wiederum anders, wenn das Zifferblatt bei horizontaler Lage oben, als wenn es unten lag. Gerade für Taschenuhren, die in die verschiedensten Lagen kommen, ist die Prüfung des

Ganges für Lagenänderungen sehr wichtig. Sehr interessant war die Bestimmung der Schwingungszeit einer gewöhnlichen Umrufe, die mit Hilfe des Hippischen Chronometers bis auf Tausendstel Sekunden vorgenommen wurde. In 1.4, also etwa 1 1/2 Sekunden war die Schwingung vollendet. Wurde die Messung in vertikaler Stellung der Umrufe ausgeführt, so ergaben sich deren noch 55, bei horizontaler Lage der Umrufe dagegen nur 35 Tausendstel Sekunden; um 20 Tausendstel oder 1/50 Sekunde war die Schwingungszeit also kürzer in der horizontalen Lage.

Manchem erscheint es vielleicht pedantisch, auf eine so geringe Zeitdifferenz zu achten. Doch bekommt die Sache sofort ein anderes Gesicht, wenn man bedenkt, daß diese kleinen Differenzen sich beständig zu einander addieren. Eine Umrufe, die in 1 1/2 Sekunden eine Schwingung vollführt, schwingt im Laufe eines Tages von 24 Stunden 57 600 mal hin und her, infolgedessen macht eine Abweichung von nur 1/50 Sekunde bei der Dauer einer Schwingung für den ganzen Tag schon 19 Minuten und 12 Sekunden aus, und das ist eine Abweichung, die wir uns bei den Uhren unseres täglichen Gebrauches dem doch nicht mehr gefallen lassen. Eine Uhr, die so große Unterschiede zeigt, je nachdem wir sie in der Tasche tragen oder auf dem Tische liegen lassen, werden wir zu den guten nicht mehr rechnen. Die Feststellung selbst sehr kleiner Zeitdifferenzen ist also durchaus keine überflüssige Sache, sondern wird gerade dem an Ordnung und Pünktlichkeit Gewöhnten als wichtig erscheinen. —

— **Ein Rauchverbot.** Aus Wallis wird der „N. Fr. Pr.“ geschrieben: Ein Gesetz des Kantons Wallis vom Jahre 1849 untersagt allen Personen, fremden und einheimischen, die im Kanton domiziliert sind, das Rauchen vor vollendetem 20. Lebensjahre bei einer Buße von 2 Frank, die im Nothfalle verdoppelt wird und bei Nichtbezahlung in Gefängnis von ein bis drei Tagen umgewandelt werden kann. Es scheint, daß diese nun 50 Jahre alte Bestimmung an Kraft etwas eingebüßt habe. Der Staatsrat hat daher voriges Jahr die Gemeinderäte und Polizeicorps zu verschärfter Aufmerksamkeit eingeladen und sie ersucht, mit ganz besonderer Sorge über die Beachtung dieses Gesetzes zu wachen und jede Zuwiderhandlung streng zu bestrafen. Die Berichte, welche nun eingelaufen sind, zeigen, daß dieses Gesetz schwer durchzuführen ist. Aus einem einzigen Berichte wird mitgeteilt: Nur in zwei Gemeinden sei dieser Mißbrauch nicht zu konstatieren, alle anderen lauten unglücklich, der Gebrauch des Tabaks sei fast allgemein geworden und mehr sich von Jahr zu Jahr. In anderen Berichten wird geflagt, das Verbot werde fast nicht oder gar nicht beachtet, daß „die Gemeindepolizei ihre Pflicht in dieser Hinsicht nicht erfülle oder daß Zuwiderhandlungen nicht streng genug bestraft werden“. —

## Archäologisches.

— Ein altbyzantinisches Schreibzeug ist, nach einem Bericht des „Bulletin de la Société des Antiquaires“, kürzlich in Egypten gefunden worden. Es wurde durch die von dem französischen Archäologen Saget auf dem Gebiet der alten Stadt Antinoe vorgenommenen Ausgrabungen ans Licht gebracht. Es ist ein Schreibrohr-Etui von langgestreckter Form und mißt 225 Millimeter in der Länge und 85 Millimeter in seiner größten Breite. Ein byzantinisches Schreibzeug von ähnlicher Form und mit reicher Ausstattung wurde schon im 18. Jahrhundert in der Abtei von Saint-Denis gefunden und geht etwa auf das 11. Jahrhundert zurück. Das Etui des Schreibzeugs von Antinoe wird von einer winzigen Bronzeplatte gebildet, die von gepreßtem Leder überzogen ist. Auf diesem befinden sich mehrere Inschriften, von denen die eine uns den Namen des Schreibers, dem dieses Schreibzeug gehörte, und in dessen Grab es gefunden wurde, mitteilt. Ganz oben am Etui liest man eine Nennung des heiligen Philoteles, des Schutzpatrons des Schreibers Pamos. Darunter ist der Schutzheilige abgebildet, aufrechtstehend, mit den Füßen eines Kriegers und mit einem Heiligenschein. In der rechten Hand hält er eine spitze Lanze, mit einem Fähnchen versehen, deren Spitze er in dem Kopf einer Art von zusammengeworfener Schlange ver steckt. Die linke Hand des heiligen Philoteles ist auf einen Schild von ovaler gestreckter Form gestützt. Darunter folgen 13 Zeilen, von ungleicher und abnehmender Länge, der gestreckten Form des Etuis angepaßt, auf denen man eine Anrufung oder eine gnostische Litanei liest. Alle Zeilen enden mit einer Art Refrain. Neben diesem Schreib-Etui fand man auch das Tintenfaß des Schreibers, noch mit ausgetrockneter Tinte darin. Es ist eine Art Tasse ohne Henkel und von niedriger Form, in der eine andere Tasse derselben Art und von fast gleicher Größe mit Hilfe eines leichten Papyrus-Polsters befestigt ist. Sie mißt 7 Centimeter und ist von einem auch in Bronze ciselirten Dedel in Form eines Kegels bedeckt, der an der obersten Spitze ein Loch aufweist, das aber zu klein scheint, als daß man das Schreibrohr hindurchstecken könnte. —

## Geographisches.

— Eine neue Gradmessung in Afrika, die sowohl hinsichtlich ihres Umfangs, als auch ihrer Wichtigkeit alle bisher ausgeführten übertreffen wird, ist von englischer Seite geplant und durch den Leiter der Kap-Sternwarte, David Gill, bereits thatkräftig in Angriff genommen worden. Es handelt sich um eine längs oder doch nahe dem dreißigsten Längengrad (östlich von Greenwich) auszuführende, mit astronomischen Bestimmungen

zu verknüpfende Triangulierung, die, in Süd-Afrodesia (Britisch Westafrika) beginnend, zunächst durch Britisch-Ostafrika und bis an die Grenze von Deutsch-Ostafrika geführt werden soll. Gill spricht die Hoffnung aus, daß die Deutschen nicht zögern werden, die Triangulierungsarbeiten am Ostufer des Tanganjika-Sees entlang durch ihr Gebiet und bis nach Uganda weiterzuführen, worauf wieder britische Wissenschaft das große Werk durch den Sudan bis nach Alexandria fortsetzen und zu Ende führen wird. Unter Bezeichnung der vor fünfzig Jahren von Maclear am Kap ausgeführten Gradmessung umfaßt der neu zu messende Meridianbogen die bisher unerreichte Länge von 86 Grad oder rund 1000 geographische Meilen. Nun da die von W. Strube vor etwa siebenzig Jahren angeführte russische Gradmessung ebenfalls sehr nahe dem gleichen Meridian verläuft, wird, wenn die geplanten Messungen samt den notwendigen Anschlußarbeiten wirklich zu Stande kommen, die genaue Länge eines vom Kap der guten Hoffnung (Breite 34 1/2 Grad südlich) bis zum Kap Fuglenäs (nahe dem Nordkap, nördliche Breite 70 2/3 Grad), also ziemlich genau über 105 Grad sich erstreckenden, die beiden Kontinente in ihrer ganzen Ausdehnung durchquerenden Meridianbogens abgeleitet werden können. Das Zustandekommen des Unternehmens scheint gesichert. —

**Physiologisches.**

v. Merkwürdige Farbenvertauschung. In den interessantesten Erscheinungen der Optik gehören die negativen Nachbilder; man versteht unter negativen Nachbildern die Erscheinung, daß, wenn man eine bestimmte Farbe einige Zeit hindurch angesehen hat und dann das Auge auf eine weiße Fläche richtet, diese Fläche nicht weiß erscheint, sondern farbig, und zwar so gefärbt, daß die scheinbare Farbe der weißen Fläche und die vorher wirklich fixierte Farbe, wenn man diese beiden Farben mit einander mischt, zusammen weiß ergeben. Wegen dieser Mischung der wirklich fixierten Farbe und der Farbe, die die weiße Fläche scheinbar annimmt, zum Weiß nennt man diese scheinbare Farbe der weißen Fläche auch die komplementäre (d. h. Ergänzungs-) Farbe der zuerst fixierten. Der Engländer Chelford Bidwell beschreibt nun einen Versuch, bei dem man nur das komplementär gefärbte Nachbild sieht, aber gar nicht zum Bewußtsein kommt, die fixierte Farbe gesehen zu haben. Von einer Kreisscheibe wird etwa ein Viertel des Kreises herausgeschnitten und der Rest der Scheibe zur Hälfte schwarz, zur Hälfte weiß angestrichen. Wird die Scheibe nun grell beleuchtet und mittels einer Sturzel so schnell gedreht, daß sie in einer Sekunde sechs bis acht Umdrehungen macht, wobei hinter der Scheibe irgend ein farbiger Gegenstand angefaßt wird, so daß dieser durch den Kreisabschnitt gesehen wird, durch die Scheibe selbst aber verdeckt ist, so sieht das menschliche Auge die Farbe des bald sichtbaren, bald verdeckten Körpers überhaupt nicht, sondern nur ihr komplementär gefärbtes Nachbild; eine grüne Karte hinter der Scheibe sieht rot aus, eine rote grün, eine blaue gelb usw. Diese Erscheinung ist eine eigenartige Folge der Ermüdung des Auges für die in Wahrheit fixierte Farbe. Bidwell zeigte der Royal Society das Bild einer Dame mit indigoblauem Haar, smaragdgrünem Gesicht und einem scharlachroten Kleide, welche eine violette Sonnenblume mit puppurfarbigen Blättern bewunderte; sobald man dies Bild durch die oben beschriebene rotierende Platte betrachtete, hatte die Dame flachschwarzes Haar, eine zarte rosa Gesichtsfarbe, ein pfaublaues Kleid, während die Strahlblüten der Sonnenblume, wie es allen Sonnenblumen zukommt, gelb und ihre Blätter grün ausfielen. —

**Aus dem Tierreiche.**

— Riesen-Rochen. Von großen Haifischen werden viele Matrosengeschichten erzählt; weniger bekannt ist, daß unter den Rochen, den Vettern der Haie, ebenfalls gigantische Exemplare vorkommen. Im „Zoologist“ giebt A. D. Millar einige Angaben darüber mit den photographischen Aufnahmen eines Rochens, der im April 1898 zu Durban an der Küste von Natal mit seinen Jungen im Netz gefangen wurde. Man konnte ihn nur mit Mühe zum Ufer ziehen, denn die Breite dieses zum Geschlechte der Teufelsrochen gehörigen Tieres betrug 4,35 Meter, während die Länge von der Schnauze bis zur Schwanzspitze 3,60 Meter erreichte. Das Tier wog nahezu 760 Kilogramm. Ein im Mittelmeer gefangenes Exemplar derselben Gattung wog bei 8,14 Meter Breite und 5,80 Meter Länge gegen 1000 Kilogramm. Von der verwandten Rochen-Gattung Ceratoptera wurden im Golf von Californien wiederholt Exemplare von ähnlicher Schwere gefangen. Noch größerer Rochen unbestimmter Art gedenkt Lacépède, unter andern eines bei Barbados gefangenen, der sieben Foch Ochsen erforderte, um ans Land gezogen zu werden. Goffe erzählt von einem Rochen, der sich in die Ankerkette eines großen Schiffes verwickelt hatte und dasselbe in starke Schwankungen versetzte. Er hatte eine Totallänge von 19,40 Meter bei 20 Meter Breite und 1585 Kilogr. Gewicht. Die Mundöffnung allein war 1,20 Meter breit. Einen Menschen zu verschlingen wird für diese Rochen keine Schwierigkeit haben. Solche Tiere haben auch ihrer Größe entsprechende Mieser, und bei einer Art der Teufelsrochen findet man einen fleischfarbenen meterlangen Saugfisch, der sich in der Mundhöhle oder in den Kiemen festsaugt. —

(„Prometheus“.)

**Humoristisches.**

— In der Menagerie. Tierbändiger (erklärend): „Dies ist die große Riesenschlange, genannt boa constrictor, welche gewöhnlich zum Morgenmibiß ein ganzes Schaf verzehrt. Bitte, nicht so nahe herangehen, mein Herr!“ —  
 — Trauerfall: „Sie müssen also eine Entfettungskur durchmachen?“  
 Vielkräb (traurig): „Ja, mein Arzt hat mich auf Halsmasta gesetzt.“ —  
 — Abgebüßt. Verehrer: „Für Sie, Fräulein, ginge ich durchs Feuer!“  
 Fräulein: „Nun, dann gehen Sie zum Teufel!“ —  
 („Jugend“.)

**Notizen.**

— Von einem „Cinacitercyllus: Das Jahrhundert“, der im kommenden Herbst im Berliner Theater gegeben werden sollte, gingen in den letzten Tagen mysteriöse Neckame-Notizen durch die Presse. Jetzt lichtet sich das Dunkel: Josef Lauff marschiert an der Spitze mit einer Episode aus der Schlacht bei Leipzig, Ernst v. Wolzogen will Weimar und Goethe behandeln, George Engel das Jahr 1848, Georg v. Ompstedta 1870 und Richard Slowronnel das Ende des Jahrhunderts. —  
 — Mag Grube soll, wie die „Leipziger Kunst“ berichtet, die Absicht haben, vom Jahre 1902 ab Mitleiter des Leipziger Stadttheaters zu werden, um dessen Pachtung sich der Musikreferent der „Leipziger Zeitung“, F. N. Pfau, bewirbt. —  
 — Das Berliner Ensemble erzielte im Wiener Raimund-Theater mit der Aufführung von Ibsens „Gespenster“ einen außerordentlich großen Erfolg. —  
 — In der Aula der Düsseldorfer Kunstakademie wurde am Mittwoch die Goethe-Ausstellung und damit die Rheinische Goethe-Feier eröffnet. —  
 — Für die Kandidaten des höheren Schulamtes sollen im nächsten Winterhalbjahr Kurse in der Schulgesundheitspflege eingerichtet werden. —  
 — Adalbert v. Chamisso's „Peter Schlemihl“ ist von Luis Comulada ins Spanische übertragen. —  
 — Die Gebeine Francesco Goyas sind von Vorbeaug nach Madrid überführt worden. —  
 — Der Fischmaler Paul Dellez war von der Kongo-regierung nach Afrika entsendet worden, um eine Sammlung von Fischen anzulegen und eine Aquarelle jeder Fischart mit ihren natürlichen Farben, die bei der Aufbewahrung der Fische im Alkohol verloren gehen, anzufertigen. Desselz ist jetzt, wie die „Wost. Jta.“ mitteilt, nach achtmonatlichem Aufenthalt am See Leopold II. nach Brüssel heimgekehrt und hat 1000 Fische, die mehreren Hundert verschiedenen Arten angehören, mitgebracht. Der Konservator am Britischen Museum, Boulenger, hat diese 1000 Fische gezählt, 30 für die Wissenschaft neue Arten festgestellt und erklärt, daß sich unter diesen drei neue Gattungen befinden. Man kennt bis jetzt 150 Kongoische, darunter 70 bisher unbekannt gewesene Fische. Die ganze Sammlung soll in dem Kolonialmuseum zu Terwüren ausgestellt werden. —

— Der Krummwauchs des Spargels, die Hohlheit der diesen Stangen und andere Verbildungen sind nach Prof. Sorauer auf Ueberfütterung der Pflanzen mit Nährstoffen zurückzuführen. —  
 — In Nizza erreichen die Erdbeeren, wie der „Frankf. Z.“ von dort geschrieben wird, infolge des ungewöhnlich regnerischen Sommers Wimmengröße. Feigen gedeihen bis zu 15 und 20 cm Höhe und 27–30 cm Umfang. —  
 — Diegsame Spiraldrahtwellen sind, wie die „Ungarische Vöngzeitung“ mitteilt, am besten zum Reinigen von Rohrleitungen und Kanälen mit Biegungen geeignet, weil sie diesen folgen, ohne selbst die Biegung dauernd zu behalten. Sie behalten dabei ihre volle Drehungsfestigkeit, so daß sie Reinigungsbürsten aus Stahlbraht drehend durch die Röhren hindurchbringen. Ebenso lassen sich mittels eines als Knopf aufgesetzten Ausziehers, der einem aus zwei Drähten gewundenen Korlenzieher gleicht, mit leichter Mühe Feingreste zc., welche die Röhren verstopfen, herausziehen. —  
 — London hat unter allen europäischen Städten den größten Eiskonsum. Es verbraucht im Sommer an jedem Tage ungefähre 1500 Tonnen Eis, bei großer Hitze steigert sich der Konsum auch auf 2000 Tonnen. Die milden Winter, wie der 1897/98, haben stets eine große Preissteigerung zur Folge. So ist der Preis für 100 Kilo nach dem letzten Winter von 1,20 M. auf 4,40 M. gestiegen. Norwegen, das gewöhnlich Blöde von 40–50 Centimeter Dicke liefert, gab nur solche von 25 Centimeter Dicke. —  
 — Nach dem „Scientific American“ repräsentiert die Ausfuhr von amerikanischen Fahrrädern im Laufe der vier Jahre von 1896–99 einen Wert von rund 80 Millionen Mark, von denen 16 Millionen auf Europa kommen. Im Jahre 1898 wurden eingeführt: in Großbritannien für 7,2 Millionen Mark, in Deutschland für 6,9, Canada 2,4, Frankreich 1,9, Australien 1,2, Holland 1, Dänemark 0,9, Afrika 0,7, Japan 0,3, und in China für 0,08 Millionen Mark. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 9. Juli.